

keine Kirchengenossenschaftsmaßnahme, nicht den Ausschluß vom Abendmahl angedroht zu haben (87). Luther begründet, was „beichtweis“ geschehen ist: „Wir baten demütig: Wo es s.f.G. [seine fürstlichen Gnaden] ja tun wollte oder, wie er sagte, aus Gewissen und vor Gott nicht anders zu tun wußte, s.f.G. wollten es doch heimlich halten, weil solche Nor s.f.G. dazu zwingen, denn vor der Welt und des Reiches Rechten wäre es nicht zu verteidigen.“ (91). Es handelt sich um den Versuch, ein irrendes Gewissen ernst zu nehmen; aber im Nachhinein hat auch Luther sich betrogen gefühlt. – Luthers Kennzeichnung der Ehe als „ein äußerlich weltlich Ding“ – so oft zitiert und nach E.s Auffassung mißbraucht unter Fortlassung des Vorbehalts „ausgenommen, wo es die Gewissen berührt“ (WA 30, 3; 205, 16) –, wird nur dann recht verstanden, „wenn das durch den Glauben befreite Gewissen mit Gottes Gaben in Liebe umzugehen weiß“ (142). – Das Verhältnis Luthers zu seinem Freund Melancthon erläutert E. unter dem Titel: „Seelsorge an zersorgerter Seele“. Dabei kommt „eine Eigentümlichkeit der Seelsorge Luthers zum Vorschein und in gewisser Hinsicht sogar ein Erfordernis echter Seelsorge überhaupt: daß die Herzen gegenseitig sich öffnen und beide Partner als der Seelsorge bedürftig einander begegnen“ (275 f.). Eine grundlegende Maxime dieser Seelsorge lautet: „Was nicht in meiner Hand und Planung ist, will auch nicht mit meiner Sorge betrieben werden.“ (310) – Daß in der Pestzeit „mit zunehmender Verkündigung wahrer Lebenshoffnung die Todesangst im Volk nicht einfach weicht, hat, wie E. die Sicht Luthers wiedergibt, darin seinen Grund: „weil die wahre Lebenshoffnung illusionslos die Schwäche der menschlichen Natur erfahren läßt, nicht allein dem Tod gegenüber, sondern auch und in gewisser Weise erst recht gegenüber dem todüberwindenden Leben in Christus“ (331).

Ein Grundmotiv der Theologie Luthers ist immer die Konfrontation mit dem Tod. Von besonderer Eindringlichkeit sind in diesem Zusammenhang Briefe Luthers aus einer Zeit der Anfechtung von Anfang Juli 1527 bis tief in das Jahr 1528, wo er sich als Spielball von Tod und Hölle erfährt (368). Von seiner eigenen Erfahrung her besteht Trösten nicht im Zudecken, sondern im Aufdecken, nämlich im Ernstmachen mit dem Glauben im Gegensatz zu dem, was ohne ihn wahrnehmbar ist (399). – Luthers Briefe sind „durchzogen von Gebet, mit dem Kontext außerordentlichen, aber auch ganz alltäglichen Erlebens, aus biblischer Sprache genährt und höchst eigenständig gedacht und geschrieben“ (426). Die Zusammenfassung E.s betont den theologischen Grundzug der Seelsorge Luthers und den seelsorglichen Grundzug seiner Theologie. Luthers Seelsorge beruft sich auf das Dasein Gottes, auf das Verbundensein mit Christus und auf das Zuhausein im Wort Gottes und ist darin durch den trinitarischen Glauben strukturiert (418). Seelsorge ist nicht eine nachträgliche praktische Anwendung der *theologia crucis*, sondern das einzig mögliche Medium ihrer Entfaltung (458). – Für den Umgang mit Luthers Texten, die er in unterschiedlicher Weise entweder übersetzt oder paraphrasiert, knapp zusammenfaßt oder ausführlich interpretiert, empfiehlt der Autor, ihnen sorgfältig nachzugehen, gegebenenfalls auch in langsamen und wiederholtem halbblautem Mitsprechen (483). Mir ist besonders ein Text aufgefallen, der an das Praesupponendum des Buchs der Geistlichen Übungen (n. 22) von Ignatius von Loyola erinnert: „*Et vos optime scitis, dicta et facta alterius, quantumvis bona et laudata, accipi pessime ab animo exulcerato et suspicioso; tales enim sunt res etiam Dei quaecunque qualesque sunt nostrae vel opiniones vel conscientiae, ita ut vitalia iudicemus quae sunt mortis, et mortalia quae sunt vitae. Quanto magis dicta aut facta fratris alterius aegrotus animus ad iniquam partem accipit, praesertim si fuerint aliquantum reprehensibilia et manifeste vitiosa! Sed ubi interim manet illa imperatrix et dominatrix harum offensionum et affectuum charitas?*“ (258, vgl. WA 6; 503, Nr. 2037, 30–37) P. KNAUER S. J.

RHEINBAY, PAUL, *Biblische Bilder für den inneren Weg*. Das Betrachtungsbuch des Ignatius-Gefährten Hieronymus Nadal (1507–1580) (Deutsche Hochschulschriften 1080). Egelsbach: Hänssel-Hohenhausen 1995. 229 S., 48 Bildtaf.

Mit dem monumentalen Doppelwerk „*Evangelicae Historiae Imagines*“ und „*Adnotationes et Meditationes*“, das posthum unter dem Namen des Jesuiten Nadal 1593/94 in Antwerpen erschienen ist, beschäftigt sich der Pallotiner R. in seiner an der römischen

Universität Gregoriana eingereichten Dissertation. Der erste Band des von bedeutenden Stechern illustrierten Betrachtungsbuches enthält 153 großformatige Kupferstiche zum Leben Jesu und der Gottesmutter. Sie sollen dem Betor während der ignatianischen Exerzitien und bei der täglichen Schriftbetrachtung Anregungen zur Meditation geben und bilden den Schwerpunkt der Untersuchung. Der Kommentarband bietet neben Erläuterungen zu den Bildern ausführliche Meditationshinweise, die tiefer in die Betrachtung und das Gebet hineinführen. – „Die Anregung, Bild und Wort auf diese Weise zu einem biblischen Meditationsbuch zu verbinden, geht auf Ignatius selbst zurück“ (33), der in seinen Geistlichen Übungen auf die Anwendung der Sinne und den Aufbau des Schauplatzes besonderen Wert legte. Wie schwer dieser Wunsch zu erfüllen war, zeigt die vierzigjährige, wechselvolle Entstehungsgeschichte des Werkes, die R. in seiner Arbeit fundiert und ausführlich darstellt. – Die künstlerische Bedeutung des Werkes zeigt ein Blick auf die Kunstgeschichte der damaligen Zeit. Dabei macht R. auf Stilmerkmale und Inhalte der religiösen Kunst zur Zeit des Trienter Konzils aufmerksam, das auf die wahrheitsgetreue Darstellung der Heilsergebnisse und die richtige Zuordnung von Wort und Bild besonderen Wert legte. Die Kunst sollte Bilder als Bücher für Analphabeten schaffen und so der Verkündigung dienen. Die Jesuiten griffen diese Anregung auf und bedienten sich bei ihrer Glaubensunterweisung des Andachtsbildes ebenso wie des erzählenden Simultanbildes, der unmittelbar verständlichen Katechismusillustration und des verschlüsselten Emblembildes. „Mit den Bildern zu Nadals Werk wurde eine neue Gesamtschau christlicher Ikonographie geschaffen“ (129), die R. im folgenden näher erläutert. – Anhand der Kupferstiche verweist er dann auf „spezifische Ausdrucksmöglichkeiten des Bildes“ (141) und untersucht das „spannungsvolle Miteinander von Bild und Wort“ (157), das in dem zweibändigen Meditationsbuch nicht zu übersehen ist. Zu den Quellen, aus denen Nadal bei seinen Meditationsanregungen geschöpft hat, gehören das Leben Jesu des Kartäusers Ludolf von Sachsen und die Spiritualität der *Devotio Moderna*. Mit einer kurzen Darstellung der Wirkungsgeschichte und der weltweiten Nachklänge des monumentalen Betrachtungsbuches beschließt R. seine lesenswerte Dissertation, die er um einen Anhang mit 48 Meditationsbildern erweitert, deren Wiedergabequalität allerdings einige Wünsche offen läßt. – R. betrachtet Nadals Werk vor allem historisch, wobei kunst- und spiritualitätsgeschichtliche Aspekte etwas zu kurz kommen. Deshalb hätte eine Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse dazu beigetragen, die interdisziplinäre Bedeutung der Arbeit besser zu erkennen und zu würdigen. Dennoch ist es R. gelungen, ein heute weitgehend unbekanntes, aber hochbedeutsames Werk der ignatianischen Spiritualität vorzustellen und dadurch Fachtheologen und Kunsthistoriker zu weiteren Untersuchungen anzuregen.

J. OSWALD S. J.

P. MATTHÄUS RADER S. J. Band I: 1595–1612. Bearb. von *Helmut Zäh* u. *Silvia Strodel*, eingel. u. hrsg. von *Alois Schmid* (Bayerische Gelehrtenkorrespondenz). München: Beck 1995. LXIX+659 S.

Hinter diesem Titel verbirgt sich eine Briefsammlung des Jesuiten Matthäus Rader, die den ersten von fünf geplanten Bänden einer kritischen Ausgabe seiner Korrespondenz bildet. Ihr Erscheinen in der Reihe „Bayerische Gelehrtenkorrespondenz“ bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unterstreicht die Bedeutung Raders, der heute selbst Jesuitenhistorikern kaum bekannt sein dürfte. Der Südtiroler wurde 1561 in Innichen im Pustertal geboren und studierte in Innsbruck Theologie. Als Zwanzigjähriger schloß er sich in Landsberg am Lech der Gesellschaft Jesu an. Nach seiner Priesterweihe 1591 unterrichtete er Rhetorik am Jesuitenkolleg in Augsburg. Auf ausdrücklichen Wunsch des bayerischen Herzogs und späteren Kurfürsten Maximilian I. wurde Rader 1612 nach München versetzt, wo er mehrmals als Rektor das Kolleg leitete. Neben seiner intensiven Unterrichtstätigkeit befaßte sich Rader mit Geschichte, Hagiographie und vor allem mit Philologie. Im Auftrag Maximilians I. verfaßte er eine Geschichte Bayerns, in der er die führende Rolle der Wittelsbacher bei der Christianisierung Deutschlands herausstellte. Aus Furcht vor den Habsburgern verweigerte die Ordensleitung dem dreibändigen Werk jedoch das Imprimatur, so daß es nicht veröffentlicht werden konnte. Daraufhin begann Rader seine